

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 273.

Mittwoch, 14. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Singh.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

15.

Ständig unterbrochen durch das Klappern der Teller und Bestecke spielte die Bordkapelle irgend ein gleichgültiges Operetten-Potpourri herunter.

Stewards eilten geschäftig hin und her, balancierten die Platten mit den knusprigen Toastscheiben von einem Gast zum anderen. Sprachseken flogen durch den Speisesaal, kaum gehört, kaum erwidert.

Ersten Lundquist reichte Annja die Aufschnittplatte hin: „Und was werden Sie nach dem Abendessen beginnen, Komtesse?“

Sie zuckte nur die Achseln, und ein ablehnender Zug lag um ihre Mundwinkel, als er jetzt vorschlug: „Haben Sie Lust, nachher in den kleinen Gesellschaftsalon zu kommen? Der Steward erzählte mir, daß man dort tanzen würde.“

„Nein, Herr Lundquist! — Sie werden das begreifen, wenn Sie bedenken, wie sehr mich dieses gestrige Ereignis mitgenommen hat!“

„Vielleicht treffen wir uns nachher zu einer Bridgepartie!“ versuchte die Fürstin zu vermitteln. „Das wird Dich zerstreuen, Kind!“

„Meinetwegen!“ nickte Annja gleichgültig. „Ich will nur noch vorher in die Kabine gehen und mich ein wenig frisch machen!“ Hastig legte sie die Serviette auf den Tisch zurück und erhob sich.

Ersten schien noch etwas sagen zu wollen, aber als er den müden, glanzlosen Ausdruck in ihren Augen sah, zog er es vor, zu schweigen.

Mit langsamen, schleppenden Schritten ging Annja aus dem Speisesaal.

Die Fürstin bläute ihr bekümmert nach. „Es ist furchtbar, wie sie sich das alles zu Herzen nimmt! — Aber mir geht es ja genau so, wenn ich mich auch bemühe, es mir nicht anmerken zu lassen. — Der arme Basil — er war uns immer so treu ergeben! — Und wenn es nicht gelingt, den Schmutz zur Stelle zu schaffen, dann weiß ich nicht, was noch werden soll. Er war unser letzter Besitz!“

Hilmar zerbröckelte ein Brötchen auf seinem Teller: „Ja, das ist alles rätselhaft! — Dieser gemeine Mord — dann noch dieser Raub Ihres Schmuckes! — Man weiß wirklich nicht, wie man sich das zusammenreimen soll! — Und Herr Hesselkamp, dieser sonderbare Detektiv, scheint auch nicht in der Lage zu sein, das Rätsel zu klären. — Ich sprach heute nachmittag mit ihm, und die Theorien, die er bei dieser Gelegenheit äußerte, zeugen nicht gerade von seiner Tüchtigkeit!“

„Ihr spracht miteinander?“ fiel ihm Ersten ins Wort. „Davon hast Du mir ja noch gar nichts erzählt!“

„Ich hielt es für überflüssig, Dir diesen Unsinn zu wiederholen! — Dieser Herr scheute sich sogar nicht, Dich mit dieser Tat in Verbindung zu bringen!“

„Also — das ist aber doch —“ Ersten schüttelte empört den Kopf. „Wenn dieser Mann schon solchen Unsinn denkt, dann soll er doch wenigstens nicht mit anderen darüber sprechen! — Abgesehen scheint er auch Annja gegenüber diesen wahnsinnigen Verdacht andeutet zu haben. Ich kann mir etwas derartiges doch nicht gefallen lassen!“

Sein Bruder nickte. „Du hast recht! — Ich würde an Deiner Stelle genau so handeln. Vielleicht wäre es so

gar das Richtige, durch den Kapitän dafür sorgen zu lassen, daß ihm der ganze Fall entzogen wird. Es kommt ja doch nichts Vernünftiges dabei heraus.“

„Aber, meine Herren —“ Die Fürstin neigte sich über den Tisch hinweg zu ihnen hinüber — „vergessen Sie doch nicht, daß es sich letzten Endes um die Wiederherbeischaffung meines Schmuckes handelt! — Ich bitte Sie, nehmen Sie diese kleinen Unannehmlichkeiten in Kauf, denn ich bin davon überzeugt, daß dieser Herr Hesselkamp sein Möglichstes tut — in meinem Interesse! — Und wir wollen ihm doch nicht die Arbeit erschweren!“

„Wenn Sie darauf bestehen, dann soll es selbstverständlich so sein, wie Sie es wünschen!“ gab Hilmar nicht gerade sehr überzeugt nach. „Aber ich möchte Sie davor warnen, in die Tätigkeit dieses Detektivs all zu großes Vertrauen zu setzen. Sie könnten sonst sehr enttäuscht sein! — Bis jetzt hat er doch noch nichts erreicht.“

„Es sind ja erst vierundzwanzig Stunden seit der Tat vergangen!“ beschwichtigte ihn die Fürstin. „Nicht wahr, meine Herren, wir werden abwarten —!“

Mit müden Schritten schleppte sich Annja durch den Gang der Kabine zu. Eine trostlose Mattigkeit hatte sie befallen. Sie hatte gar keine Lust, den Abend in Gesellschaft zu verbringen, aber sie mußte sich dazu überwinden, um nicht aufzufallen.

Niemand sollte wissen, was in ihr vorging.

Aufatmend stand sie vor der Tür ihrer Kabine, steckte den Schlüssel in das Schloß und öffnete.

„Pardon, Komtesse!“ Eine heisere Stimme, in der eine unterdrückte Erregung zu flattern schien.

Erschrocken durch die unerwartete Anrede wandte sie sich um.

Sich gegenüber sah sie gegen den Schein einer Lampe die hagere Silhouette des Professors Gregorius.

„Was wollen Sie?“ Unwillkürlich legte sie eine feindliche Abwehr in ihre Frage.

„Ich habe hier auf Sie gewartet, um Sie um eine kurze Unterredung zu bitten! — Es ist sehr wichtig.“

Annja schien eine abweisende Antwort geben zu wollen, aber in der Stimme des anderen lag ein so merkwürdig dringender Ernst, daß sie, fast gegen ihren Willen, langsam nickte.

„Bitte — wenn Sie mich nicht all zu lange aufhalten —!“ Ich werde erwartet —“

„Nur ein paar Minuten!“ beteuerte der sonderbare Professor und folgte ihr dann in die Kabine.

„Worum handelt es sich?“

Der andere zögerte mit einer Antwort. Umständlich nahm er auf dem Stuhl Platz, den die Komtesse ihm gewiesen hatte und hüllte sich noch fester in seinen Mantel. Dabei hefteten sich seine hinter den Gläsern der grünen Brille verborgenen Augen fest auf ihr Gesicht.

„Es handelt sich um Walter Kersten —“ begann er dann zögernd. „Sie wissen vermutlich, daß er stark verdächtig ist, den Mord an Ihrem Diener begangen zu haben —“ „Und —?“

„Mir liegt daran, Ihre persönliche Einstellung zu diesem Verdacht kennen zu lernen! — Betonen möchte ich noch ausdrücklich, daß jedes Wort, das jetzt gesprochen wird, unter uns bleibt! — Also, Komtesse, wie stellen Sie sich zu der Schuldfrage Walter Kerstens?“

Nur mühsam konnte Annja das plötzliche Zittern verbergen, das ihren Körper befallen hatte.

„Ich — verstehe Sie nicht! — Ich kannte diesen Walter Kersten kaum . . .“

„So —“ machte der andere gedehnt. „Ich glaube, das Gegenteil beobachtet zu haben! — Meine Augen sind zwar alt, aber sie sehen scharf — und ich glaube, gesehen zu haben . . .“

„Dann haben Sie sich getäuscht!“ unterbrach ihn die Komtesse unbeherrscht. „Ich habe mit diesem Herrn Kersten, der sich ja hier an Bord als ein gewisser William Knight ausgab, nur wenige Worte gewechselt!“

„hm — und ich hatte den Eindruck, daß sich Kersten besonders um Sie bemühte! — Wie standen Sie zu ihm?“ Ganz plötzlich stieß er die Frage hervor.

Annja gab keine Antwort. Das alles schien ihr so sonderbar, so verdächtig. — Dieser Mann, den sie kaum kannte und der ihr die Fragen stellte, auf die sie ehrlich nicht antworten konnte —

„Bitte, antworten Sie mir, Komtesse!“

Sie blickte zu Boden. Nur schwer rangen sich die abgerissenen Worte von ihren Lippen: „Was — wollen Sie — von mir? — Warum quälen Sie mich? — Glauben Sie denn, daß ich — und ein — Mörder —“

„Sie irren! — Walter Kersten war kein Mörder!“

„Kein Mörder? — Er war es nicht? — Sie wissen es?“ Eine jähe, glückliche Freude brach durch ihre Stimme. Die Angst, die sie soeben noch gemartert hatte, schien geschwunden.

„Ja — ich weiß es!“ nickte er ernst.

„Und — können Sie es beweisen?“

„Nein!“ Er zuckte die Achseln. „Sie müssen mir schon so glauben! — Wenn Ihnen mein Wort als Pfand genügt —“

Hastig war er aufgestanden und auf sie zugegangen.

Annja starrte in sein Gesicht. Und mit einem Male erkannte sie deutlich, daß der Mann da vor ihr eine Rolle spielte, die zu seinem wahren Wesen in schroffem Gegensatz stand. Diese Augen, die durch die Brillengläser hindurchfunkelten, waren nicht die Augen eines Greises —

„Wer — wer sind Sie?“ Ängstlich forschend suchte sie in seinen Zügen. Unwillkürlich hatte sie sich erhoben und trat jetzt einen Schritt zurück.

„Wer sind Sie? — Sagen Sie es mir auf der Stelle — oder — ich rufe um Hilfe —“

Immer noch stand er reglos vor ihr: „Das werden Sie nicht tun, Komtesse Annja —!“

Ein leiser, entsetzter Schrei entrang sich ihren zitternden Lippen.

Diese Stimme — — das war nicht mehr das heisere Röcheln des alten Professors! — Sie kannte diese Stimme —

Er neigte den Kopf. Dann, mit einer hastigen Bewegung, riß er die Perücke von dem blonden Haar —

„Sie haben mich erkannt, Komtesse!“

„Was — was wollen Sie hier —“ Walter Kersten —

„Ich mußte Sie sprechen —“

„Warum —?“

„Ich mußte Ihnen sagen, daß ich unschuldig bin! — Verzeihen Sie mir, daß ich zu diesem Zweck das Äußere meines Verfolgers benutzte — aber wenn man mich hier in meiner wahren Gestalt gesehen hätte, wäre ich erledigt gewesen!“ Er hatte die entstellende Brille abgenommen und schob sie zusammen mit der Perücke in die Tasche.

Annja war in einen Sessel gesunken. Sie vermochte keinen klaren Gedanken zu erfassen. Das alles war zu plötzlich, zu unvermittelt über sie gekommen. Nur eines begriff sie: — er war gekommen, um ihr zu sagen, daß er unschuldig war. Und das machte sie glücklich. —

„Glauben Sie mir, Komtesse?“ Seine Hand tastete nach der ihren, umklammerte sie mit einem jähen Druck, dessen Schmerz ihr wohlthat.

„Ich habe Sie nie für den Mörder gehalten —“ sagte sie leise.

Dann aber befiel sie ein jäher Schrecken: „Mein Gott — das andere — — wie soll ich das nur verstehen —“

„Was meinen Sie, Komtesse? — Ich bitte Sie, seien Sie ehrlich mir gegenüber —“

„Sagen Sie mir nur das Eine —“ ihre Stimme klang mit einem Male sonderbar hart und brüchig — „Sagen Sie mir das Eine — warum führten Sie einen falschen Namen?“

Und als er schwieg, fragte sie ängstlich weiter: „Ist es richtig, was die anderen sagen? — daß Sie ein Dieb sind, ein Bankräuber, dem die Polizei auf den Fersen ist?“

Mit einem verzweifeltsten Achselzucken starrte er vor sich hin. „Was hätte es für einen Zweck, wenn ich es Ihnen erklären würde? — Niemand hat mir damals geglaubt — und auch Sie werden mir nicht glauben können — werden nicht begreifen, daß ich kein . . . Dieb bin!“

„Halten Sie mich denn für ungerecht, Walter Kersten?“

„Für ungerecht nicht, — aber —“

„Sie wollen mir Ihr Geheimnis nicht anvertrauen?“

Stumm schüttelte er den Kopf.

„Warum sind Sie dann zu mir gekommen — wenn Sie mir die Wahrheit über Ihr Schicksal doch nicht sagen wollen?“

„Das — wissen Sie ja selbst, Komtesse — warum ich gekommen bin!“

Eine leichte Röte stieg in ihr Gesicht. Hastig wandte sie den Blick ab.

Kersten erschrak über die Bewegung. Eine scharfe bittere Falte legte sich um seinen Mund: „Ich sehe ein, daß ich besser getan hätte, wenn ich nicht gekommen wäre. Ich hatte nur den Wunsch . . .“ er stockte hilflos.

„Welchen Wunsch hatten Sie?“ fragte sie leise.

„daß Sie — daß Sie an mich glauben sollten, — daß Sie nicht auf die hören sollten, die mich einen Dieb und Räuber nennen. — Ich bin es nicht, Annja, — wirklich nicht! — Ich schwöre es Ihnen bei dem Heiligsten, was es für mich gibt —! Ich schwöre es bei — meiner — Liebe zu Ihnen —“

Langsam, müde erhob sie sich, wandte sich von ihm ab.

„Das — hätten Sie nicht sagen sollen, Walter Kersten!“

Er stieß ein Lachen hervor, das aber mehr ein Stöhnen war. „Natürlich, Sie haben ja so recht, Komtesse! — Verzeihen Sie meiner — Unverschämtheit, wenn ich es wagte, so zu Ihnen zu sprechen! — Gewiß — wer bin ich denn? — Und Sie — die Tochter der Fürstin Manierska — — es war ein — Wahnsinn, daß ich so etwas zu denken wagte. — Verzeihen Sie mir!“

Wie durch einen dichten Nebel hindurch hörte er ihre flackernde Stimme: „Sie tun mir unrecht, Walter Kersten! — Der einzige Abstand, der uns trennt, ist der Verdacht, der auf ihnen ruht! Wenn ich auch glaube, daß Sie ein Opfer zufälliger Verkettungen geworden sind, — Andere denken anders. — Aber es muß doch der Augenblick kommen, der Ihre Unschuld erweist — wenn man den wahren Schuldigen gefunden hat —“

„Und dann —?“

Sie antwortete nicht.

Mit zwei hastigen Sähen stand er neben ihr, suchte nach ihrer schlanken Hand und umklammerte sie bebend: „Und dann, Annja, — und dann? — Werde ich dann das Recht haben, so zu Ihnen sprechen zu dürfen?“

Langsam entzog sie ihm ihre Rechte: „Fragen Sie nicht, Walter Kersten!“

„Annja —“ sein Atem ging stoßend, drängte nur widerwillig die hastigen Worte über seine zitternden Lippen — „Annja — geben Sie mir eine Antwort! — Geben Sie mir ein Ziel, nach dem ich streben kann! — Was die anderen von mir denken, ist mir gleichgültig — — ihretwegen würde ich nicht um einen maßelosen Namen kämpfen — — aber wenn Sie es wollen, dann würde ich alles daran setzen, die Wahrheit an das Licht zu bringen — — Ihretwegen, Annja, — — Ihretwegen — —!“

(Fortsetzung folgt.)

Der faule Hans.

Skizze von Otto Anthes.

Am Ufer des Großen Plöner Sees in Holstein liegt eine einsame Bauernstelle. Groß ist sie nicht, und der Bauer hat nie mehr als ein Pferd darauf halten können. Einmal aber war das Pferd von so besonderer Art, daß es sich lohnt, seine Geschichte zu erzählen.

Hans — das besagte Roß — war nämlich ebenso arbeits-scheu wie listig, wenn es darauf ausging, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Man hält dort im Sommer auch die Pferde, solange sie nicht vor Pflug und Wagen gebraucht werden, im Freien, und die Koppel, die Hans mit dem Rindvieh teilte, stieß unmittelbar an den See. Er hielt sich nun sowieso stets abseits von den Kühen, und wenn er witterte, daß ihm irgendeine besondere Leistung zugebacht war, etwa eine Fahrt nach Plön oder noch weiter, dann spielte er sich unauffällig ans Ufer hinter, watete ein wenig im flachen Wasser, ging tiefer und tiefer hinein, und plötzlich schwamm er davon. Schwamm mit starken Stößen seiner langen Beine, bis er die kleine Insel erreicht hatte, die ein Stück in den See hinein der Bauernstelle gegenüber lag. Dort stand er im dichten Schilf, das die Insel umsäumte, und äugte verschmitzt aus den langen Blättern hervor, oder er erging sich auf dem kleinen Grasfleck, der hinter den Ulmen lag; war jedenfalls so selig faul, wie es ihm auf der zugewiesenen Koppel nie gelingen wollte. Wenn man ihn drüben vernahmte, dann mußte jedesmal jemand im Kahn nach der Insel kommen, den Flüchtling hinten am Fahrzeughinterrad anbinden und ihn so zwingen, zur Heimat und Arbeit zurück zu schwimmen. Was den Schlingel aber nicht abhielt, bei der nächsten Gelegenheit das Abenteuer zu wiederholen. Denn sein Gedächtnis war stark für angenehme Dinge, während es die schmerzlichen mit Leichtigkeit auszuscheiden verstand. Bis die Wirklichkeit ihn aus seinen Phantasien zurückholte.

Nun kam einst ein neuer Knecht auf den Hof. Hans dachte: Neue Weisen lehren gut. Deshalb gewärtigte er außerordentliche Anforderungen an seine Arbeitskraft und ergriff gleich am ersten Morgen die gewohnte Flucht. Als der Knecht ihn anzuspähen kam und auf der Koppel nicht fand, lief er zum Bauern und meldete erschrocken: „Bur, dat Bird is weg.“ — Worauf der Bauer, halb ärgerlich, halb belustigt antwortete: „Is de ful Was all wedder utneiht!“ Er gab dem Knecht kurz Erklärung samt dem Auftrag, den Ausreißer zu Schiff wiederzuholen. Der Knecht fuhr also hinüber. Hans sah ihn durch das Schilf und verzog sich tiefer in das Innere der Insel. Den Knecht kostete es einige Mühe, durch den dichten Schilffranz hindurch an Land zu kommen, und nachdem er dann noch eine Weile hatte suchen müssen, stand er plötzlich vor der kleinen Wiege und erblickte den Gaul, wie er im Graze auf dem Rücken lag und, sämtliche vier Beine in der Luft, sich mit unsäglichem Wohlbehagen hin und her wälzte. Dem Burischen war solch ein Pferd noch nie vorgekommen; dazu kam die seltsam launiche Abgeschlossenheit des Ortes, da die Bäume den Grasplatz so dicht umstanden, daß man außerhalb der Welt zu sein glaubte; hoch in den Wipfeln flöteten und trüllerten leise wie verträumt die Singvögel, aus dem Wasser ringsum klangen allerlei fremdartig gurrende und gackernde Stimmen — kurz, es war wie im Märchen. Und ohne daß er wußte, wie ihm geschah, lag mit einem Mal der Knecht neben dem Pferde auch auf dem Rücken. Der Gaul warf sich herum, lag ganz still und sah seinem Verfolger, der plötzlich sein Gesicht geworden war, nah in die Augen. Der Knecht nickte ihm zu, legte den Arm um seinen Kopf und trauerte ihn hinter den Ohren. Nie hatte er darauf geachtet, wie stark und würzig das Gras duftete, nie die vielfarbigen Blumen so nah vor dem Gesicht gesehen. Dazu zauberte die Sonne durch die Bäume hindurch ihre Lichtfunken, und ganz leise orgelte der Wind in den Wipfeln. Er wußte später nicht, wie lange das gewährt hatte, auch nicht, ob er nun wirklich eingeschlafen oder nur nahe daran gewesen war. Jedenfalls vernahm er plötzlich die Stimme des Bauern, der aus vollem Halse nach Hans und Jochen schrie. Da sprang er auf, ergriff den Gaul, der ihm willig folgte, und ruderte schlechten Gewissens und doch seltsam fröhlich im Herzen dem Ausschelten entgegen, daß er wortlos über sich ergehen ließ.

Es dauerte wohl vierzehn Tage, bis Hans mal wieder Gelegenheit fand, seinem innersten Gelüste zu folgen. Als sein Verschwinden festgestellt wurde, sagte der Bauer mit einem mißtrauischen Blick auf den Knecht: „Dat man! Id fähr süßwer röwver.“ — Nahm auch die Peitsche mit, weil er dem hartnäckigen Drüdeberger einmal eine richtige Lehre zu geben gedachte. Unterwegs aber kamen ihm andere Gedanken über den Jörn. Das Finanzamt lag ihm schwer im Magen mit seinen hanebüchenen Forderungen, die Getreidepreise drohten noch weiter herunterzugehen, Kartoffeln waren kaum mehr zu verkaufen, für die Schweine kriegte man so gut wie gar nichts, und überhaupt war das ganze Leben eine einzige Planderei ohne Freude. Dabei kam ihm sein Hans wieder in den Sinn. „Eigentlich“, dachte er, „ein ganz schlauer Kerl. Sei makt blot, wat id ool maken däd. Wann id künnt.“ — Und so kam er wesentlich

versöhnlicher gestimmt auf der Insel an. Der Gaul stand auf dem Grasplatz mit dem Kopf in den Bäumen und tat, als ob er von nichts wüßte. Als der Bauer mit der Peitsche knallte, drehte er den Kopf ein wenig zur Seite und schielte nach rückwärts, rührte sich aber nicht. Der Bauer trat heran und tätschelte ihn aufs Hinterteil. „Jo, Hans“, sagte er, „dat is scha so wit ganz scheun hier. Awwer dat helpt doch nich.“ — Der Gaul wedelte ihm mit dem Schwanz übers Gesicht. — „Jo, Hans“, sagte der Bauer, „dat seggst du so. Awwer wat seggst dat Finanzamt?“ — Der Gaul schüttelte sich in den Flanken. — „Jo“, sagte der Bauer, „id schüttel mi ool. Awwer id schüttel en nicht af.“ — Da drehte sich Hans, als ob er verstanden hätte, um und schielte sich an, nach dem Kahn zu gehen. Der Bauer schritt neben ihm und sagte fast zärtlich: „Töv man en beeten! Dat möt jo ool eenmol wedder beter wer'n, dat Minsch un Vieh sin Portschon Faulheit krügen deist, wat he brukt.“

Aber Hans ist nicht durchaus fürs Warten. Wenn er kann, kneift er immer wieder aus nach seiner seligen Insel. Und weder Bauer noch Knecht sind ihm noch gram darum. Sie lächeln bloß ein bißchen wehmütig und holen ihn wieder.

Auf Deutschlands höchstem Gipfel.

Von Otto Roefeler.

Wie oft schon haben wir Deutschlands höchstem Berg unsere besondere Aufmerksamkeit gewidmet! Immer wieder interessieren uns Schilderungen oder Abbildungen dieses stolzen Gipfels, der mehr als sonst das Ziel begeisterter Naturfreunde wurde, seitdem die Zugspitzbahn auch dem weniger geübten Bergsteiger den Aufenthalt in rund dreitausend Meter Höhe ermöglicht. Man darf sagen, daß seit Bestehen dieser von der A.G. erbauten Zahnradbahn der bekannte Sammelplatz Garmisch-Partenkirchen — wohin die zahllosen Ferienreisenden mit dem Karwendel-Express von München aus in anderthalb Stunden gelangen — einen neuen Sport hat. Ist das breite Tal einmal bebedt, verschleiern tiefhängende Wolken die Alpenglühung ringsum, so steht das Telefon im Münchener Haus, dem einsamen Observatorium auf dem Zugspitzgipfel, nicht still. „Wie ist das Wetter oben?“ — so lautet die ständige Frage, die der Draht hinausträgt. Und während man in seiner Telefonzelle steht und der Regen von den Scheiben tropft, sieht man den Wetterwart in Gedanken schon über den Wolken thronen — von Sonnenlicht umfaltet, den blinkenden Telephonhörer vor dem rothbraun gebrannten Gesicht.

Ja, so ist es. „Kommen's nur herauf“, hat der Wetterwart gesagt, und sogleich beginnt der „Run“ auf die blauweißen Wagen der bayerischen Zugspitzbahn, die im Bahnhof Garmisch halten. Nicht ganz zwei Stunden dauert die Fahrt zum Schneefernerhaus, eine Fahrt, die über Riesersee, Grainau, Eibsee hinaufführt und reich an großartigen Ausblicken, an ständig wechselnden Bildern ist — bis der Zahnradzug in den großen Tunnel taucht. Dann ist für 55 Minuten überhaupt nichts zu sehen.

Aber der Kontrast, wenn man oben anlangt! Noch ein wenig verschlafen tappst du aus dem Abteil, siehst dich um, glaubst auf einem Berliner Untergrundbahnsteig zu stehen, schleichst melancholisch durch die „heimische“ Sperre, biegest mit dem Menschenstrom durch einen Gang nach links — und plötzlich schlägt dir grellweißes Sonnenlicht in die noch an den Dämmererschein des Tunnels gewöhnten Augen. Diese Lichtflut bricht tatsächlich wie eine Welle über den Menschen herein. Einen Augenblick muß man sich besinnen.

Wir stehen in der großen Halle des Schneefernerhauses, wir sind 2650 Meter hoch, und nur noch einige Schritte trennen uns von einem der grandiosesten Ausblicke, die das Hochgebirge kennt. Der 7 Quadratkilometer große Plattfenersee liegt glühend zu unseren Füßen, ein riesiges Schneefeld, auf dem sich die Skifahrer noch im Juni tummeln, dahinter erhebt sich in schweigender Einsamkeit die Gipfelmass der Arlberge und Tiroler Alpen. Strahlende Höhen Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel herab.

Wandern wir durch die Räume des fünfstöckigen Hotels, das wie ein großes Vogelnest am Felsen klebt, das 1500 Personen faßt und dessen breite Fensterfront nach Süden gerichtet ist, so wollen wir es fast nicht mehr glauben, daß wir uns hier dicht unterhalb des 3000 Meter hohen Gipfels des höchsten deutschen Berges befinden. Die lange Sonnenterrasse des herrlichen Hotels ist mit Liegestühlen dicht besetzt. Touristen und Skifahrer durchziehen in ununterbrochenem Strom die Halle.

Gedränge an der rückwärts gelegenen Abfahrtsstation der Seilseilbahn, die hinauf zum Gipfel führt. Die 24 Personen fassende Kabine nimmt auch uns auf, und in unmerklich sanftem Fluße schweben wir bergan. In wenigen Mi-

nuten sind die letzten 300 Meter überwunden, die uns noch vom Gipfel trennten, und nun stehen wir auf dem Grat zwischen West- und Ostgipfel. Da ist auch das Münchener Haus, das wir vom Tal aus angerufen hatten. Der Weg zu ihm ist nicht mehr beschwerlich, seitdem man den Grat mit festen Bausteinen gesichert hat. Nach allen Seiten ist hier oben der Blick frei. Im Süden recken sich die Fels- und Eistürme der Dreitausender des Alpen-Gipfelmeeres ins Sonnenlicht, nach Norden zu verliert sich der Blick im Dunst der weiten Ebene Süddeutschlands. Umfassend und grandios ist das schweigende Landschaftsbild, das sich hier dem rastenden Touristen bietet.

Nach langer sonniger Gipfelfahrt schweben wir mit der Kabine zum Schneefernerhaus zurück. Jetzt werden — was hier selbst im Frühjahre noch möglich ist! — die Stier herausgeholt, und in halbstündigem Anstieg geht es auf den Brettern über ein sanft steigendes Schneefeld zum Schneefernerlopf. Der Schnee ist schon firnig, die Sonne hat ihn ausgelaut. Da lacht des Skiläufers Herz. Kaum lassen wir uns noch Zeit, die Felle von den Laufschuhen zu lösen, dann gleiten wir in rauchenden Schwüngen hinab zum Platt, vorbei am Schneefernerhaus, das jetzt links liegen bleibt, und weiter abwärts — Richtung Gatterl. Fast 2000 Meter Stiegsfahrt in das Tal krönen diesen Tag, der uns vom frühen Morgen bis zum späten Abend eine ununterbrochene Kette von Erlebnissen beschert hat.

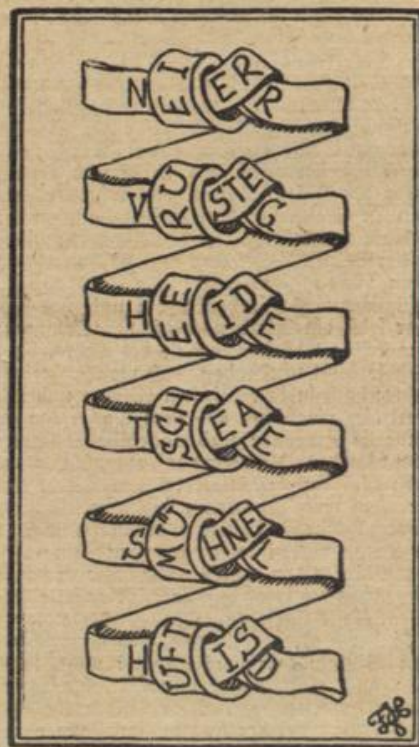
Welt u. Wissen

Der Goldfisch. Anspruchslos an sein Futter, wenig empfindlich gegen Temperaturschwankungen in seinem Lebensmedium, dem Wasser, ist unser ältester Zierfisch, der Goldfisch, mit dem schönen lateinischen Namen „*Carassius auratus*“ eine Quelle anregender Freude für seinen Pfleger. In den Lehrbüchern der Zierfischkunde findet man über die Fütterung fast stets den Hinweis, daß man nur so viel füttern soll, als die Tiere innerhalb einer Viertelstunde nach der Fütterung fressen können. Weniges Trockenfutter zweimal bis dreimal täglich, ist besser, als einmal zu viel. Unser Goldfisch braucht zu gedeihlicher Entwicklung, vergesellschaftet mit zwei oder drei seiner Artgenossen, ein richtiges Aquarium, 40 bis 50 Zentimeter lang, von beliebiger Breite, jedoch nicht zu hoch, und nicht mehr die alte, runde Marterglocke aus Großvaters Zeiten. Mit verzerrt erscheinenden Körperformen, langweilt sich unser Pflegling in der alten Goldfischglocke und uns mit. Einige Wasserpflanzen, wie Wasserpest, Hornkraut und andere, gedeihen in gewaschenem Rheinland und erleichtern den Fischen die Atmung. Wir erleben dabei praktisch das Wunder des gemeinsamen Lebenshaushalts der Natur und sparen uns und unseren Goldfischen den ewigen Wasserwechsel. Er verträgt es nicht, täglich aus einer Wassertemperatur von 18 Grad Celsius, die sich in einem geheizten Zimmer einstellen wird, in eine Temperatur von etwa 8 Grad, die der Temperatur des Leitungswassers im Augenblick nahe kommen dürfte, übergeführt zu werden. Es ist, wo ein größeres Aquarium und Pflanzen fehlen, geboten, das Leitungswasser vor dem Füllen des Behälters die Zimmertemperatur annehmen zu lassen. Wir bereichern seine Nahrung, wenn wir für wenige Pfennige in unseren Zoologischen Handlungen eine kleine Menge Tubifex erstehen, oder mit einem kleinen Reß aus feinstem Mull aus den Boden und Büten der Gärtnereien Kalkschalentierchen entnehmen. Schenkt uns der Goldfisch täglich die Freude an seinem Leben, so haben wir die Pflicht, unseren neuen kleinen Freund ebenso wert zu halten, wie unseren gesiederten Sänger oder unsere großen vierbeinigen Freunde in Haus und Hof.

Der unsterbliche Diamant. Berühmte Diamanten verschwinden manchmal, aber sie sterben nur selten. Ihre Geschichte ist erfüllt von Mordtaten und Staatsumwälzungen, von Räubereien und Verbrechen, von Romantik und Tragik, aber der Stein selbst, der so viele Leidenschaften entfesselt, überdauert die lange Reihe der Besitzer, und der Strahlenglanz, der von ihm ausgeht, empfängt noch einen geheimnisvollen Zauber durch den Kranz von Aberglauben und Sage, der ihn umgibt. Ein Sachkenner, Lawrence G. Green, schätzte in einem Artikel der „*Empire Review*“ den Verlust, den die Diamantenmenge der Erde im Laufe von hundert Jahren erlitten hat, auf höchstens 5 Prozent. Im Dunkel ferner Zeiten glühten der Kohinor oder der Orlov irgendwo auf, und sie haben noch immer ihr altes Feuer. Seit ältesten Zeiten gilt der Diamant für das kostbarste Gut der Welt, und in den Frauen hat er stets die heisse Leidenschaft des Besitzes entzündet. Wohl heißt es bisweilen, daß die Perle

ihn in der Gunst der Weiblichkeit verdrängt habe, daß Rubinen, Smaragden oder Saphire „moderner“ sind, aber stets hat er seine Ausnahmestellung sich wieder erobert. Etwa die Hälfte jedes guten Diamanten geht allerdings zugrunde; sie verschwindet zwar nicht, aber sie bleibt nur noch übrig als Diamantstaub, der dann dazu dient, den großen Diamanten ihren höchsten Glanz zu verleihen. Außerdem sorgt die Politik des größten Diamanten-Syndikats, das die Minen von Kimberley beherrscht, dafür, daß nicht zu viele dieser Steine in den Handel kommen und daß infolgedessen der Diamantenhunger der Welt und damit ihr Preis stets in angemessenem Umfang fortdauert. Diamanten werden in allen Regenbogenfarben gefunden, aber sehr selten ist nur der rote Diamant. Bernsteinfarbene Diamanten werden meist für rot ausgegeben. Der größte dieser Steine befindet sich in der Sammlung der De-Beers-Gesellschaft. Die rote Glut, die er ausstrahlt und die ihm einen ungeheuren Wert verleiht, wird eigentlich durch einen Fehler hervorgerufen, denn sie entsteht durch Unreinheiten in der Struktur. Ein roter Stein, der kürzlich in der Nähe von Kimberley gefunden wurde und nur 6 Karat wog, brachte doch einen Preis von 18 000 M. Der berühmteste aller roten Diamanten ist der sogenannte Widderkopf, der eine rosige Färbung hat und in den Minen von Golkonda in Hyderabad gefunden wurde; er war früher ein Teil der russischen Kronjuwelen. Grüne Diamanten, die auch nach dem Schleifen grün bleiben, sind ebenfalls sehr wertvoll. Die meisten Steine, die im Rohzustand grün erscheinen, verlieren diesen Glanz, wenn sie geschliffen werden, da er nur den äußeren Schichten anhaftet. Ein Diamant von richtigem Smaragdgrün erreicht an Kostbarkeit fast die roten. Den geringsten Wert haben die schwarzen Diamanten.

Knotenrätsel.



In jedem Knoten befindet sich ein Wort folgender Bedeutung: 1. Weinorte. 2. Auktion. 3. Frucht. 4. Lehrinstitut. 5. Stadt in der Grenzmark. 6. Badeort. — Die durch Verknotung verdeckten Buchstaben der einzelnen Knoten ergeben wiederum richtig geordnet, Wörter folgender Bedeutung: 1. Schmutz. 2. Alter Tanz. 3. Körperorgan. 4. Reformator. 5. Wasserhuhn. 6. Stadt in der Schweiz.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 266:
 Waagerecht: 1. Carl. 5. Slawe. 9. Maun. 11. Oger. 12. Despot. 13. And. 14. Edda. 16. Kurie. 18. Soden. 20. Lust. 23. Aal. 24. Kapsel. 26. Udet. 27. Luete. 28. Samum. 29. Ritt. — Senkrecht: 1. Cadiz. 2. Alex. 3. Kas. 4. Lupe. 6. Agadir. 7. Wende. 8. Erda. 10. Node. 15. Moslem. 17. Untat. 18. Guada. 19. Valet. 20. Laus. 21. Spur. 22. Bett. 25. Sei.